

## Auf dem Kreuzberg

*Von Franz von Dingelstedt*

Als ich gestern abend aus Bischofsheim auspilgerte, stand ein Regenbogen sanft und verheißend auf dem grauen, sich langsam austräufelnden Gewölk. Kühle mit läutenden Glocken zogen an mir vorüber, Mädchen mit Milcheimern auf den Köpfen, alte Männlein, deren frommes „Gelobt sei Jeuss Christus“ ich mit einem „In Ewigkeit Amen“ zurückgab.

Gegen Anbruch des Dunkels standen wir oben am Kloster; die Vesper war schon geläutet. Der erste Eindruck des Berges ist durch und durch romantisch. Hier, nahe an dreitausend Fuß über dem Meere, in Wald und Wüstenei, auf einem breiten, kahlen Bergplateau ein Kloster mit keck aufragendem Turm und handfesten Mauern; daneben ein Wirtshaus, das Dach mit Steinen beschwert, ein kümmerliches Kohlgärtlein hinter der Tür und, einige hundert Meter höher, auf der äußersten Zinke des Kopfes drei Kreuze, wie auf der Milseburg, daneben ein Turm neuer Bauart.

So tritt der heilige Kreuzberg überraschend und gebietend vor dich hin, wenn du den mühsamen Weg durch Dickicht und Schlucht dich hinaufgewunden hast. Damit stehst du aber auch auf dem höchsten Punkt der Rhön, und von dem Kreuzberge umschauend, blickst du so recht nahe in das wilde, zerrissene Herz dieses Gebirges, das mit seinen erstarrten Wellen um dich flutet und dunkelt. Ich konnte mir es nicht versagen, die Stufen, die vom Kloster aus in den Rasen gefügt, bis an das Kreuz führen, noch hinaufzueilen, obwohl vollständige Dämmerung jede Umsicht vereitelte. Es ist noch ein gutes Endchen Weg vom Kloster bis an das Kreuz; dazu ein ermüdendes Steigen auf dem gleitenden, taufeuchten Moos oder den schmalen, verwitterten und unregelmäßigen Steinriffen. Aber als ich oben stand, fühlt' ich keine Ermattung. Meine Seele flog auf in den breiten, verschleierten Nachthimmel, an dem ein ernster Stern zitternd aufschaute, dessen dunkle Ränder zweifelhaft und dämmernd verschwanden mit den Profilen der Berge ringsum. Und tief, tief zu Füßen ein Land, das auch am lichtesten Tage kein Blick übersehen kann, gestalt- und farblos, Wiesen, auf denen sich weiße Nebel ballten und jagten, Berge, die wie träumende Riesen lagen und stöhnten, hier und da aus dem braunen Chaos ein Lichtschimmer, ähnlich dem Blinken des Meeres von einer Sonne, die man nicht sieht, oder ein Hundegebell, ein Wellengeräusch, das der Nachtwind auf seine Flügel nahm und in die Höhe führte.

Unten im Kloster brannten schon Lichter. Ich wollte die weit und breit gerühmte Gastlichkeit der Mönche in Anspruch nehmen. Mein Zug an der Schelle dröhnte durch das ganze Gebäu; ein wütendes Gebell antwortete, und nach einer Weile raschelte ein schlürfender Tritt inwendig über die Steinplatten. Man bedeutete mich nach meiner Meldung, eine Minute zu verziehen; ein Laienbruder müsse den Hund halten. Ich harrete im Vorhofe, dessen Kühle meine perlende Stirn sanft überhauchte, bis die weite Tür kreischend aufging. Der Pförtner mit dem Schlüsselbunde empfing mich, eine Hängelampe in der Hand; hinter ihm seitwärts, kniete der Laienbruder, der in seinen Armen den immerfort heulenden und zerrenden Hund gefangenhielt. Das schwankende Licht warf ein paar hübsche Streifen über die Gruppe und malte an den gewölbten Gang gigantische Schatten. Ich folgte dem vorausleuchtenden Frater in das Refektorium, worin die Geistlichen noch versammelt waren. Mein Empfang ist der gastlichste gewesen, den man sich denken kann; der Guardian begrüßte mich als Vorsteher des Klosters, und ein jüngerer Bruder kredenzte ein Glas „schäumenden Gerstensaftes“, vulgo Bier geheißes, das in sehr belobter Qualität von den geweihten Händen gebraut wird. Die Abendmahlzeit war schon vorüber; was man mir nachträglich servierte, würde freilich weder einem feinen Gasthofs Ehre gemacht, noch einen groben Magen befriedigt haben, indes genügte es meinem Bedürfnis, das nach langem Umherstreifen keineswegs gering war, vollkommen.

Den Herren des Klosters sah ich an, daß sie ermüdet waren, sie lehnten in dem weitläufigen Speisesaal umher, zapften Bier, schlichen ab und zu, putzten an den herzhafte eichenen Tafeln und unterhielten sich flüsternd miteinander. Der Guardian allein fragte mich aus über meine Person und meine Reise. Dafür gab er mir auch die gewünschte Auskunft über die Verhältnisse seines Klosters und über das einsame, herbe Leben, das diese wenigen, zum großen Teile noch ganz jungen Männer hier oben führen. Auch meine Verwunderung über die ungeheure und unbändige Bestie, die mich hatte zerreißen wollen, klärte er dadurch auf, daß sie zum Schutze des geringen Besitzes derselben bedürftig wären. Auch diene der Hund, fügte der Guardian hinzu, im Winter, wo Weg und Steg oft wochenlang verschneit blieben, den Brüdern als Führer.

Nach einer Stunde ging ich zur Ruhe. Ein Frater geleitete mich über hallende und dunkle Gänge eine Treppe hinauf, an mächtigen Bücherschränken und bestäubten Ölbildern vorüber, auf eine der zahlreichen Fremdenzellen, die über meine Erwartung bequem und in gewissem Grade sogar zierlich eingerichtet sind. Ein kleines Sofa, ein naiv-altertümlicher Wandspiegel, sogar eine Art Toilettentisch mit reiner Wäsche und ein ganz einladendes Bett füllen den kleinen Raum zum Behagen aus; aus der Fensternische blickte man auf den dunklen Klosterhof und in die schwarze starrende Gebirgsnacht.

Als die Klosterglöcklein zur Matutin riefen — nachts um ein Uhr —, als unter mir die Tritte der Mönche und bald darauf ihr eintöniges Gemurmel aus der Kirche herüberschollen, da erst fiel ich in einen festen, ehrbaren Schlaf, der ohne weitere Störung und Aufregung bis lange in den heutigen Tag mich gefesselt hielt.

Den Morgen bestimmte ich zu Streifereien im Kloster und durch dessen nächste Umgebung. Die Bibliothek mit ihren vergitterten Schätzen, wo ich



Ludwig Richter: Das Kloster auf dem Kreuzberg — Aus: G. v. Heeringen „Wanderungen durch Franken“ — 1846

Da der Bundestag dieses Jahres in Neustadt an der Saale stattfindet, bringen wir im FRANKENLAND eine Anzahl von Beiträgen, die in die dortige Landschaft und Geschichte einführen. Der erste soll in die Rhön und auf den Kreuzberg führen in einem Reisebericht des in Oberhessen 1814 geborenen Franz Dingelstedt, der vor allem in der Geschichte des Deutschen Theaters im 19. Jahrhundert eine führende Rolle spielte. Als er, der seit 1851 Intendant des Münchener Hoftheaters war, 1876 zur Leitung des Burgtheaters nach Wien berufen wurde, erhob ihn der Kaiser in den Freiherrnstand. 1881 ist er in Wien gestorben. Seine Begegnung mit der Rhön aber gehört noch in die Jahre seiner stürmischen, bedrängten Jugendzeit. Seine lebhafteste Anteilnahme an den politischen Ereignissen jener Tage, seine Zugehörigkeit zu den Kreisen des „Jungen Deutschland“ brachte ihm eine Strafversetzung von seiner Lehrstelle in Kassel nach Fulda durch die hessische Regierung ein. Aus dieser Fuldaer Zeit, bevor er 1841 aus dem hessischen Dienst sich entlassen ließ und als Dramaturg nach Stuttgart ging, stammt dieser eindrucksvolle Brief von einer Kreuzbergwanderung, den wir gekürzt wiedergeben.

J. D.

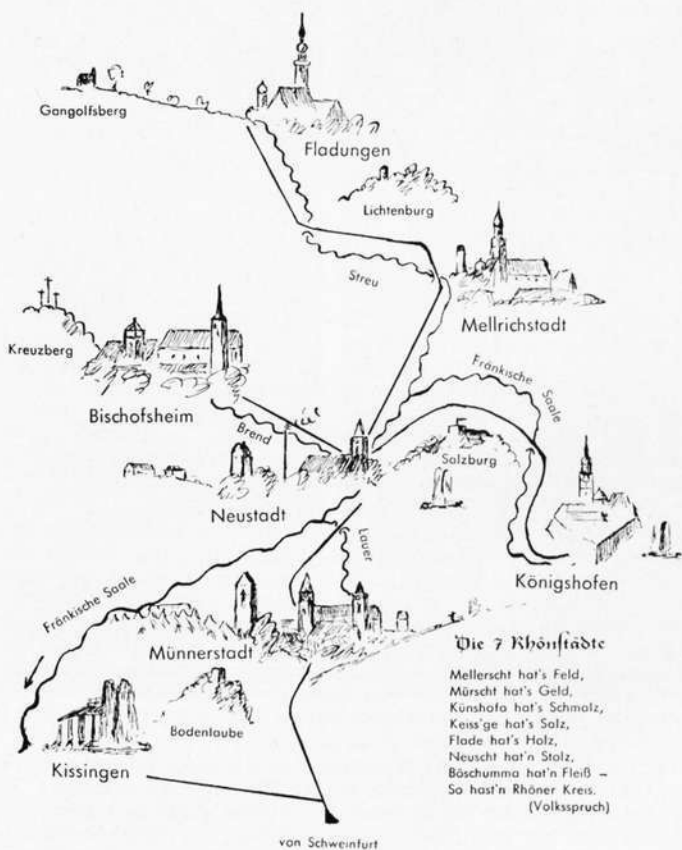
den frischen Born manches Chroniknbuches aufwühlte, die kleine, einfache Kirche, hinter deren abschüssiger, dicht an eine aufsteigende Flanke des Berges gedrückter Seitenmauer noch ein hohes Schneelager sich versteckte, welches in manchem Scheinsommer die Sonne gar nicht erreichen und schmelzen kann; die langen, dämmerigen Hallen und Gänge des Gebäudes, das Innere der benachbarten Wirtschaft — diese in ihrer Einzelheit so ganz verschiedenen und hier auf dem schmalsten Raume ineinander geprägten Dinge zerstreuten meine Aufmerksamkeit nach allen Seiten.

Um elf eilte ich noch einmal auf die äußerste Spitze des Berges, zum Kreuze hinauf. Von den Thüringer Bergen, die in dem herabwallenden, dunkeln Mantel ihrer Nadelhölzer fern und stolz, wie gewappnete Riesen, am östlichen Horizonte auftauchten, schweifte ich zu den duftigblauen Höhenzügen des gesegneten Frankenlandes im Süden; aber weder die Ebenen des letzteren, weder seine Rebengelände und Stromgefälle, noch die Felsen und Schluchten Thüringens boten sich mir dar — überall nur Ahnungen, Dämmerungen, Fernblicke, und im nächsten Vorgrunde ein Gewirr von Talen, ein Gestrüpp von Hügelkuppen, ein Nebeln und Blauen, aus dem kein behagliches, sättigendes Ruhen zu gewinnen war. Fulda lag gen Abend verdeckt — das Dammersfeld, drei Stunden weit entfernt, ein breiter grüner Rücken, mit einer Meierei gekrönt, hatte sich zwischen die bekannten Türme und meine Sehnsucht gelagert.

Das kolossale Kreuz, das neben mir wie ein Fingerzeig gen Himmel von des Berges Kuppen emporragte, ist durch einen Blitz kerzengerade gespalten; eiserne Klammern rafften die Splitter noch mühselig zusammen und rammten den Schaft in den jähren Steinboden ein. Neben dem Kreuze steht ein vier-eckiger, niedriger Turm, zu Vermessungen und Beobachtungen hergerichtet, wie es scheint.

Der Charakter des Gebirges bleibt sich in strengen Formen überall gleich. Härte ohne rechte Erhabenheit, Armut ohne jene traurige Poesie der Oden. Es ist, als sei auf den Häuptern, um die Flanken, in den Adern dieser breiten Berge aller grüne Saft der Vegetation, aller Lebenstrieb versiegen gegangen. Kahle Hänge, weite Hochebenen, dann und wann zerrissene Felspartien, selten ein Wässerlein, das aus den Schluchten hervorrieselt und in schwammigen Moorgründen sich bald spurlos verliert, verschlungene und kaum erkennbare Waldwege, an deren Kreuz dich ein vereinsamtes Christusbild, ein Heiligenstock melancholisch grüßt, — so ist die hohe Rhön. Wanderer und Lustreisende nirgends, nur braune Viehhändler mit hohen Ledergamaschen oder wildausschende Rhönbauern sind mir begegnet.

Daß Kultur und romantischer Reiz in dieser herben, erben Natur sich noch nirgends festgesiedelt haben, ist begreiflich. Du erinnerst dich wohl, wie in der Sächsischen Schweiz jeder Fels von singenden Harfenistinnen bevölkert ist, wie man Wasserfälle — im Kirnitzscher Grund — für vier Groschen veranstaltet. Von dem allen hast du in der hohen Rhön nichts zu befahren. Das ist ein Tempel der Einsamkeit, der beschaulichen in sich versenkten Ruhe.



Aus: „Unterfränkische Heimatbogen“, Heft „Rhön und Fränkische Saale“  
 Herausgeber: Schulrat a. D. J. A. Eichelsbacher – Pius Halbig-Verlag Würzburg



Wanderung  
durch  
die Zeiten

von  
Hanswernfried Muth

## KUNSTWERKE IN MÜNNERSTADT

Aus welcher Richtung auch immer der Wanderer sich Münnerstadt nähert, beglückt wird er stets dieses Bild einer fränkischen Stadt in sich aufnehmen. Sei es, daß sein Weg dem Tal der Lauer folgte; sei es, daß er von der Höhe des Michaelsberges das freundliche Bild dieser Stadt zuerst gewährte, die eingebettet in einen weiten Talgrund sich eng im Rund seiner weitgehend erhaltenen Stadtmauer schart, überragt von dem Gotteshaus, dessen langgestreckte Baumasse wie schützend und bergend über den kleinen Bürgerhäusern steht, indessen sein charakteristischer Turm gemeinsam mit den Tortürmen Wache über der Stadt zu halten scheint.

Das Bild einer mittelalterlichen Stadt entfaltet sich hier. Voller Freude wird der Wanderer die Stadt durchstreifen, in die ihm einer der hochragenden Tortürme Eintritt gewährt; er wird verweilen hier vor einem charakteristischen Fachwerkhaus, vor dem spätgotischen Rathaus inmitten des Marktplatzes, zu dem sich die das Städtchen teilende Hauptstraße erweitert, oder im malerischen Hof der einstigen Deutschordenskomturei, dessen schönster Schmuck ein reicher Renaissanceerker, der ebenso die Freude an dekorativer Gestaltung verrät wie jenes nur wenig ältere reichgestaltete Portal, das Julius Emes, der vielbeschäftigte Bildhauer der Julius-Zeit 1611 als Zugang einer Schneckenstiege schuf.

Doch schließlich findet der Wanderer, dem wir bisher folgten, sich wieder vor dem strengen und doch auch reichen Westturm der mächtigen Stadtpfarrkirche, die abseits der Hauptstraße, entrückt damit auch dem alltäglichen Getriebe der Stadt, den weiten Kirchplatz beherrscht. Der maßvolle Organismus dieses Baukörpers eignet in seinem Außenbau ruhige Sicherheit; ein kraftvoller Leib bei allem Verzicht auf üppigere Schmuckformen zieht uns in seinen Bann. Ein hochgewölbter Raum im Erdgeschoß des Westturmes mit breitem Spitzbogenportal, geschmückt mit reichen romanischen Kapitellen bildet die Vorhalle, gemeinsam mit dem sich über ihr erhebenden Turm letzter Zeuge eines spätromanischen-frühgotischen Kirchenbaues, der hier noch zu Zeiten der einst im Norden Mainfrankens mächtigen Grafen von Henneberg in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts begonnen wurde. Überrascht betritt man den weiten Kirchenraum, in dem der lichte, hochgewölbte Chor alle Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Leicht vergißt man, was sich der eingehenden Betrachtung erschließt, daß diese geschlossene